

Autoren zu Gast bei Albert von Schirnding:

Sibylle Lewitscharoff

„Leser sind Halunken. Sie lesen mal dies, gucken ein bisschen fern, lesen mal das und gucken wieder ein bisschen fern. Man kann sich nicht auf sie verlassen.“ Trotz dieser recht kritischen Meinung kümmert sich Sibylle Lewitscharoff hingebungsvoll um ihre Leser. Die 1954 geborene Autorin gilt als *„scharfsinnig, kunstvoll und berauschend“*, wie es eine Preisjury ausdrückte. Am 6. Mai 2008 war Sibylle Lewitscharoff – u. a. Autorin der Werke *„Montgomery“* (2003) und *„Consummatus“* (2006) – als Gast Albert von Schirndings zu einer Lesung in der Akademie. *„zur debatte“* dokumentiert den Einführungsvortrag Albert von Schirndings.

Albert von Schirnding

Einführung in das Werk von Sibylle Lewitscharoff

Um eine gewisse *variatio* in der Struktur seiner „Metamorphosen“ zu erreichen, wendet der römische Dichter Ovid im zehnten Buch des Werkes den Kunstgriff an, eine Reihe von Verwandlungssagen dem letzten Endes unverrichteter Dinge aus dem Totenreich zurückgekehrten Orpheus in den Mund zu legen. Orpheus hat nicht nur als Liebender versagt, weil er das ihm auferlegte Blickverbot nicht einzuhalten vermochte, sondern auch als Dichter: Nur ein paar Schritte trennen ihn noch von der Oberwelt, da dreht er sich um – und sieht: einen Schatten, der sich unter seinem Blick sofort auflöst, die in der vom Diesseits trübe erhellten Luft zitternde Spiegelung einer Figur, deren weiße Arme ins Leere greifen, zerrinnende Lippen, die ein lautloses Lebewohl zu formen scheinen. Das ist sie nicht, die er durch eine rhetorische Meisterleistung vom Totenkönigspaar losgebettelt hat; das ist nur der blasse Umriss seiner Erinnerung an sie. Niemand ist ihm gefolgt. Die ganze Geschichte war nur seine Einbildung, und seine Einbildungskraft erwies sich, bei Licht besehen, als zu schwach, die Tote ins Leben seines Gedichts zu rufen. Aber nach sieben Tagen stummer Trauer am Ufer des Totenflusses kehrt er ins thrakische Gebirge zurück, und eines Tages beginnt er wieder seine Kunst zu üben, beschattet von Bäumen und umringt von Tieren, die sein Gesang herbeizieht. Erst jetzt ist der aus dem Hades Heimgekehrte zum Dichter geworden. Nur wer die am tiefsten greifende Verwandlung, die aus dem Lebenden zu einem Toten, und seine Rückverwandlung in einen Lebenden erfahren hat, nur wer dieses „Stirb und Werde“ besitzt, ist imstande, Verwandlungsgeschichten so zu erzählen, dass sie das Herz des Hörers oder Lesers berühren, bezwin-

gen.



Albert von Schirnding ist der Gastgeber des Literaturabends.

In den beiden Romanen, die Sibylle Lewitscharoff neben der Erzählung „Pong“ und dem Kinderbuch vom „höflichen Harald“ bisher vorgelegt hat, dem Roman „Montgomery“ von 2003 und dem 2006 erschienenen Roman „Consummatus“ sind Tod und Leben in einer Weise miteinander verschränkt, dass ich das, was ihre Verfasserin zum Schreiben gebracht hat, das Geheimnis vom Stirb und Werde nennen möchte. „Montgomery“ erzählt die letzten Tage eines Mannes, des Filmproduzenten Montgomery Cassini-Stahl (seinen Vornamen verdankt er der Begeisterung seines italienischen Vaters für den jungen Montgomery Clift in „Red River“) mit der Stimme seines Degerlocher Schulkameraden, der ihn zufällig eines Nachts nach Jahrzehnten auf dem römischen Campo de' Fiori wieder getroffen hat, um eine Woche später im „Messaggero“ seine Todesanzeige zu lesen. Der Infarkt kommt für ihn selbst unerwartet, nicht aber für den Leser, der ihn von Anfang an kommen sieht.

In „Consummatus“, dem zweiten Roman, drängt sich die Beziehung zur Orpheus-Sage geradezu auf. Es handelt sich um eine neue, ganz und gar persönliche und also unverwechselbare Variation des mythischen Musters, deren Unaufdringlichkeit auch ohne die Kenntnis des antiken Hintergrundes eine sinnvolle Lektüre ermöglicht. Der Orpheus von heute heißt Ralph Zimmermann (wie Bob Dylan mit bürgerlichem Namen heißt), seine Eurydike ist Joey, eine deutsche Popsängerin, die eigentlich Johanna Skrodzki heißt, so wie die Untergrundsängerin Nico eigentlich Christa Päffgen hieß. An die Stelle des Hügels, auf dem Orpheus bei Ovid seine Geschichten von Ganymed, Hyacinthus, Pygmalion, Adonis singt, ist das Stuttgarter Café Rösler getreten, wo sich Ralph Zimmermann am 3. April 2004 um 10 Uhr 01 zum Frühstück einfindet, um es um 14 Uhr 16, nach dem letzten Schluck einer stattlichen Zahl von Wodkas zu verlassen, auf den Lippen ein „Jungejunge, es ist vollbracht“. Das Jesuszitat „consummatus est“ verweist auf den Titel des Buches.

Draußen erwartet den betrunkenen Orpheus ein ernüchterndes, erfrischendes Schneegestöber. Er hat uns in den sechs Caféhaus-Stunden seine eigene Geschichte erzählt, die, wie im Grunde fast alle Geschichten, eine Totenklage und Totenbeschwörung ist – eine vergebliche; denn ihm fehlten, wie es heißt, „Wille und Potenz, seine Geliebte aus dem Totenreich herauszutauern“. Diesen Mangel teilt er mit seinem Ovidischen Vorbild.

Es geht in dieser Geschichte zum einen also um die Liebe von Orpheus-Ralph zu Eurydike-Joey, eines Stuttgarter Gymnasiallehrers zu der Undergroundikone, die er samt ihrer Band sieben Monate kreuz und quer durch Europa kutschiert, nachdem er sie im Flugzeug unterwegs nach einer Insel im Süden Spaniens kennengelernt hat. Er, der zweiunddreißig Jahre als Erlöschener durchs Leben Gegangene, hatte sich für ein Jahr vom Schuldienst befreien lassen. Das Glück der Verbindung mit der sieben Jahre älteren Joey, die den Zenith ihres Ruhmes schon geraume Zeit überschritten hat, währt nicht lange: Wie sie durch einen Unfall ums Leben kommt, ist die Beziehung schon in die Brüche gegangen. Mit Unfällen von Menschen, die Sibylle Lewitscharoffs Helden nahestehen, hat es eine eigene Bewandnis: Es bleibt offen, ob Ralph beim Rückwärtsfahren des Wagens, mit dem er die wieder einmal unter hysterischen Beteuerungen eines Nimmerwiedersehenwollens Ausgestiegene einsammeln wollte, wirklich nicht wissen konnte, dass sie nicht wie sonst am Straßenrand hockte, sondern direkt hinter dem Wagen herlief. Sie kommt jedenfalls ums Leben. Ebenso lässt es die Autorin in ihrem Roman „Montgomery“ im Unklaren, ob der junge Monty den Rollstuhl seines körper-

behinderten, ihn auf Schritt und Tritt bevormundenden Bruders Robert über den Rand des Swimmingpools im Garten der großväterlichen Degerlocher Schmitthenner-Villa geschubst hat oder ob es nicht doch nur ein Unfall war.

Die Orpheus-Sage ist mehr als eine Liebesgeschichte. Der Sänger gehört in die Gruppe der renommierten Jenseitsfahrer. Jenseitswanderschaft als literarisches Thema reicht von der „Odyssee“ bis zum Brandner Kaspar, der ins Paradies schaut, und Aldous Huxleys Roman „Time must have a Stopp“ („Zeit muss enden“). Die erste Begegnung mit einer solchen Jenseitsfantasie fiel für mich in die Zeit meiner leidenschaftlichen Karl May-Lektüre. Nicht „Winnetou“, nein: „Am Jenseits“ hieß das Werk, das mich am tiefsten beeindruckt hat. Dann im Griechischunterricht die „Odyssee“, deren elfter Gesang den Abstieg des Helden in den Hades erzählt. Da konnte Vergil mit seinem Aeneas nicht zurückstehen, und so wird er für Dante – freilich nicht nur deswegen – zum Führer des Dichters durch „Inferno“ und „Purgatorio“. Auch Ralph Zimmermann hat einen „Jenseitsberater“. Bei einer Klassenfahrt nach Venedig bricht der Lehrer – dessen Lebenswille durch den Verlust seiner Joey geknickt ist – im Café Florian zusammen. Er wird nicht vom Nichts verschlungen, sondern findet sich in einem Reich des „Nichtnichts“ wieder. Es ist freilich nur ein Beinahe-Tod in Venedig: Zimmermann kehrt von jenem Dort ins Hier zurück – nicht ohne den Auftrag der Berichterstattung. „Kehr um und sag, wie's dort zugeht. In klaren, einfachen Worten. [...] Wie zurechtgefunden. Welchen Irrtümern aufgesessen. Wem begegnet. Welche Lehre daraus gezogen, falls es eine gibt. Ob Sehnsucht nach dem wirklichen Leben. Ob wieder gewonnenes Leben ein Geschenk. Ob es das Gute gibt, ob das Böse, ob Gerechtigkeit.“

„Wem begegnet“: Auf diese Frage gibt Ralph Zimmermanns langer innerer Monolog, der den Roman ausmacht, ausgiebige Auskunft. Er findet einige wieder, die er im Leben gekannt hat, einen kindlichen Schulkameraden, seine zwillingshaften Eltern, die bei einem Flugzeugunfall in Afrika ums Leben gekommen sind, und begegnet vielen, die er als Lebender nicht gekannt hat: den Popkünstlern Andy Warhol, Jim Morrison, Edie Sedgwick. Aber auch einer merkwürdig gemischten „deutschen Mannschaft“: Luther und Robert Bosch, Kuhlenkampff, dem Stefan George-Propheten Friedrich Gundolf und Kurt Georg Kiesinger, Marieluise Fleißer und Else Lasker-Schüler. Nach seiner Wiederkehr ist Zimmermann nicht mehr, der er war: Die Toten umdrängen, umschweben, umschwirren ihn; sie sind ein Teil seines Selbst geworden. „Lacht nur, lasse ich die Toten wissen, führt euch auf, wie ihr wollt. Euer Geschwätz sickert in mich ein, gut. Euer Gehabe wird mir von hoher Warte aus mitgeteilt, auch gut. Es

geschieht im Schlaf wie im Wachen, ich bin vollkommen daran gewöhnt und bleibe dabei ruhig in mich versammelt. Bewohne nur noch bescheidene Teile meiner selbst, die anderen habe ich großzügig den Toten überlassen. Vergebens, sich gegen die Toten wehren zu wollen, wenn sie einen umzingeln. Besser, man bittet sie zu sich herein.“ Die Toten machen fast immer ihre Anmerkungen zu Zimmermanns Rede; er hört sie nicht, aber wir, die Leser, bekommen ihre Worte Schwarz auf Weiß in die Hand, wenn es auch ein blasserer Schwarz ist, mit dem sich ihre Buchstaben von den auf der vertrauten Wirklichkeitsebene angesiedelten unterscheiden.

Wie ernst das Ganze gemeint ist, wage ich nicht recht zu entscheiden. Martin Mosebach liest – in seiner Laudatio auf die Preisträgerin der Literaturhäuser 2007 „die wichtigsten und schönsten Seiten von *Consummatus* als Zeugnis einer echten Vision, wie Clemens Brentano sie am Bett der Nonne Katharina Emmerich aufgezeichnet hat“. Mit der Nennung des Namens der stigmatisierten Nonne wird auf den unübersehbaren religiösen Einschlag des Romans verwiesen. In jener anderen Welt kommt Jesus vor – auch die Jenseitsbewohner haben ihr Jenseits, eine Art Schwarzes Loch, das durch eine Schleuse mit einer in der Mitte sitzenden Schraube von ihnen getrennt ist. Keiner freilich traut sich an ihr zu drehen, obwohl es Jesus ist, der in diesem Abgrund, aus diesem Abgrund lacht und lockt.



Die junge Cellistin Jessica Kuhn trug mit ihrer Kunst entscheidend dazu bei, dass sich die Zuhörer in der Akademie wohlfühlten.

Sibylle Lewitscharoff lässt, wie man sieht, ihrer die Grenzen unserer Wirklichkeit transzendierenden Phantasie die Zügel schießen, wogegen ich einiges einzuwenden hätte, wenn diese Exkursionen ins Überwirkliche nicht durch eine großartige Sprachgewalt gewissermaßen gebändigt würden. Sie werden es. Schon in ihrer mit dem Ingeborg Bachmann-Preis 1998 ausgezeichneten Erzählung „Pong“ führt eine im wahren Wortsinn un-erhörte Sprachakrobatik in schwindelerregendem Steilflug über alle vertraute Alltagslogik hinaus – mit den Wildgänsen einer vor nichts haltmachenden Einbildungskraft begeben wir uns mit Pong, diesem neuen Nils Holgersohn, in ein Reich des Imaginären, das wiederum seine eigene, unmittelbar einleuchtende Logik hat.

Umso erstaunlicher fand ich es, dass die Erzählerin in dem Roman „Montgomery“, dem zwischen „Pong“ und „Consummatus“ angesiedelten Buch, souverän über alle Kunstgriffe einer realistischen Darstellung verfügt. Das Leben des seit Jahrzehnten in Rom lebenden Filmproduzenten Stahl-Cassini wird von einem klassischen Chronisten-Ich recherchiert und rekonstruiert, das allerdings im Unterschied etwa zu Serenus Zeitblom nur in einer kurzen Rahmenhandlung auftaucht. Ich will keinen Inhalt nacherzählen, nur sagen, dass hier mehrere Wirklichkeitssegmente in einer souverän gehandhabten Erzähltechnik miteinander verknüpft werden. Montgomery produziert einen Film über „Jud Süß“, einen Antifilm zu dem scheußlichen Nazi-Propagandawerk, dem Lion Feuchtwangers Roman zur schlimm verfälschten Vorlage gedient hatte. „Montgomery“ ist ebenso ein Rom-Buch wie eine aus intimer Kenntnis (woher hat die Autorin sie nur, fragte ich mich immer wieder voller Bewunderung) hervorgegangene Darstellung der Mechanismen einer Filmproduktionsstätte. Die Nazizeit spielt nicht nur über das Thema des Films, sondern auch den schwäbischen Großvater des Helden herein, bei dem er aufgewachsen ist. Und diese sogenannte jüngste deutsche Vergangenheit verlängert sich nach rückwärts via des Schicksals des historischen Joseph Süß Oppenheimer bis zum Jahr seiner Exekution auf dem Stuttgarter Hinrichtungsplatz 1738. In „Cassini ärgerte“, lesen wir, „die Heimtücke, mit der sie zu Werk gegangen waren, noch nach zweihundertfünfzig Jahren. Allesamt Beutelschneider, die sich zu kurz gekommen wähnten, Kirchenratsmitglieder, pietistische Geheimräte, Oberhofrichter, Oberhofkanzler und gewöhnliche Schranzen. Ihre Gemeinheit war in den Gesichtern der Nachfahren am Leben. All diese Bilfinger-, Gaisberg-, Harpprecht-, Zech-, Röder-, Wallbrunn- und Schützgesichter, sie waren zu besichtigen in der Tabakhandlung Gohl in der Epplerstraße, beim Hundezüchter Haug in Hohenheim, bei den Lehrern Hitzacker und Spohn in der Albschule, beim Pfeleiderer, sofern er selbst am Tresen stand, und bei den beiden Ramparter vom Baugeschäft Ramparter & Sohn. Sie redeten

wie Eugen Raff, der Prokurist der Karl-Stahl-AG, und konnten schweigen wie der alte Stahl [das ist der Großvater], wenn er jemanden ins Bockshorn jagen wollte. In aller Ruhe hatten sie ihre hasserfüllten Suppen gekocht, und als sie endlich wieder am Ruder waren, Rache genommen gegen jedes Recht und Gesetz.“



Albert von Schirnding hatte sich wieder sehr gut auf seine Rolle als Gastgeber vorbereitet und stellte Autorin und Werk sowohl kenntnisreich wie auch sehr wohlwollend vor.

Die Grenze zwischen damals und heute verfließt. Sibylle Lewitscharoff weiß, wovon sie schreibt, denn sie ist in Stuttgart geboren und aufgewachsen. Montgomery hat sich beizeiten davongemacht – zu seinem Onkel in Rom, dem Bruder seines italienischen Vaters, der als Jurist in den Diensten des Vatikans arbeitet. Da kommt nun die katholische Kirche ins Spiel – eine unheimlich intensive Hassliebe Montgomerys gilt dem Pacelli-Papst Pius XII. Der sehr sympathische Onkel wohnt, so wunderbar genau geht es in diesem Rom-Roman zu, in der Via del Mascherone Nr. 62, in dem Haus, an dessen Wand eine Tafel daran erinnert, dass hier

1830 mit 25 Jahren der deutsche Dichter Wilhelm Waiblinger gestorben ist – in Rom, wo er das Vaterland seiner Träume fand – „qui solamente felice“. Wie oft stand ich mit Schülern, von der Piazza Farnese oder der Via dei Pettinari kommend, vor dieser Tafel, nicht nur weil aus ihr die ganze todestrunkene Italiensehnsucht der deutschen und englischen Poeten (und Maler!) der letzten zweihundertfünfzig Jahre – von Karl Philipp Moritz, John Keats, Shelley über Platen bis Rolf Dieter Brinkmann spricht, sondern weil ich einen Kollegen und engen Freund namens Franz Waiblinger hatte, der seinerseits eines der schönsten Rombücher der letzten Jahre veröffentlicht hat. Zu meinem tiefen Kummer starb er dreiundsechzigjährig, im Oktober des letzten Jahres.

Ich bin wieder bei „Consummatus“. Wir alle werden mit fortschreitenden Jahren zu Brüdern eines Ralph Zimmermann, müssen uns damit abfinden, ob wir an ein Jenseits glauben oder nicht, mit immer mehr Toten zu leben.



Sibylle Lewitscharoff las aus ihren Werken und im Anschluss daran unterhielt sie sich längere Zeit mit dem Publikum.